Zeitschrift: Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur
Herausgeber: Franz Otto Schmid
Band: 7 (1912-1913)
Heft: 9

Artikel: Vom Wesen und Wert der Arbeit
Autor: Leutenberg, Adolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-751441

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Schmerzen, als ich Euch schrieb. Und Preußen wird in der Staatenliste eine ewige Null bleiben ohne eine totale Reform in capite et membris, die sein König bewirken muß. Aber genug hievon. Preußen und Ihr habt nichts mehr mit einander zu thun. Wendet Euch um, Eure neue Sonne gehet nun von Westen auf. Was mich betrifft, so habe ich Euch einige kleine Veränderungen zu erzählen, die mich trafen. Ich habe Bieberstein verlassen und bin seit 14 Tagen in die Stadt (Aarau) gezogen, wo ich ein Haus besitze. Ich kaufte es schon im Frühjahr um 900 Louisd'or oder 5400 preussische Thaler. Es ist groß und geräumig und sehr solid, mit einem Garten, worin ein Springbrunnen. Ich würde es nicht um den mäßigen Preis erhalten haben, wenn es mir nicht als Enkel (es gehörte der Großmutter meiner Nanny) vorzugsweise gegeben wäre, denn 1000 Louisd'or waren schon dafür geboten. Ich habe auf der Nordwestseite eine herrliche Aussicht; die Gebirgskette des Jura mit seinen Rebhügeln, Dörfern und Wäldern lagert sich vor mir aus, zu seinen Füßen die Aar und mein Haus zwey Büchsenschüsse von diesem Strom auf dem rechten Ufer.

Mein Leben ist übrigens dasselbe wie es $^3/_4$ Stunden von hier war; kleine Geschäftsreisen in den Bergwerken und Waldungen machen meine Zerstreuung. . . .

(Fortsetzung folgt.)

Vom Wesen und Wert der Arbeit

Von Adolf Teutenberg

Wenn es wahr ist, daß alle Erkenntnis aus der Not des Lebens sich entwickelt, so wird es begreiflich, warum gerade unsere Zeit dem Problem der Arbeit so ungleich mehr Interesse entgegenbringt als frühere Jahrhunderte. Dies Problem hat zwar so lange schon bestanden, als es Arbeit gab, d. h. von dem Augenblicke an, da der Mensch als bewußtes, vernunftmäßig planendes Wesen sich über die Stufe des Tierseins erhob, aber nie vorher wohl hat die Arbeit so sehr das ganze Bewußtsein des Menschen ausgefüllt, nie vorher wohl haben sich die Nöte des Daseins so einseitig in der Arbeit zusammengedrängt und um sie herum sich gruppiert. Und so mag auch hier das gesteigerte Interesse und die tiefere Erkenntnis des denkenden Menschen das Ergebnis einer gesteigerten Mühsal des Lebens sein. Jedenfalls ist die Arbeit als soziale, wirt-

schaftliche Erscheinung, wie als ethisches Prinzip in den Mittelpunkt der Betrachtung gerückt.

I. Arbeit als Lebensaufopferung

„Im Schweiße deines Antlitzes sollst du dein Brot essen."

Die Frage: was ist Arbeit? — wird von den Männern der Wissenschaft in nicht ganz übereinstimmender Weise beantwortet. Der Nationalökonom Lehr bezeichnet als Arbeit jede Kraftäußerung, jede Umwandlung einer Energielieferung in die andere. Eine Auffassung, nach der höchstens die Herstellung von Sachgütern das Wesentliche an der Arbeit ist, die Nützlichkeit und das Erlaubtsein rein nebensächlich oder gar gleichgültig erscheint. Schönberg nennt Arbeit eine bewußt unternommene Kraftäußerung zur Hervorbringung wirtschaftlicher Werte; Schmoller, einen Schritt weitergehend, spricht auch von der Arbeit als von einer planvollen Tätigkeit, betont aber auch ihren sittlichen Zweck. Die schlagendste Definition in knapper Form hat wohl unter den Nationalökonomen von Fach G. Cohn gegeben: „Der Trieb und die Tätigkeit in den anstrengenden Dienst eines vernünftigen Zweckes gespannt, heißt Arbeit." Hier erscheinen alle Charakteristika der Arbeit berücksichtigt: der Betätigungsdrang, das innere Bedürfnis, der vernünftige Zweck und vor allem: die Mühsal, die Pein, das Opfer, das besonders heute in unserm ganz auf Arbeit gestellten Leben mit ihr verbunden ist.

Wir sagen: „vor allem", weil die überall auftretende Begleiterscheinung der Arbeit eine Unlustempfindung ist: arbeiten heißt Widerstände überwinden, heißt sich über die natürlichen Antriebe zur Trägheit, zur Lässigkeit, hinwegsetzen und den mannigfaltigen Reizen und wechselvollen Launen und Einfällen des täglichen Lebens ein starkes, in eine bestimmte Richtung gedrängtes Wollen entgegensetzen. Indessen, mit diesen Merkmalen, so sehr sie die Arbeit als eine den natürlichen Beharrungs- und Trägheitstendenzen abgerungene Anspannung erkennen lassen, ist die ihr anhaftende Unlustempfindung noch nicht genügend erklärt; denn auch der Bergtourist, auch der Sportsman kämpft gegen Widerstände an, Widerstände, deren Überwindung oft genug eine erheblich höhere Kraft und Willensanstrengung erheischt, als beispielsweise die Verrichtung des Arbeiters an der Maschine. Und doch wird keiner diese Energielieferung Arbeit nennen wollen. Die sich mit aller Berufsarbeit verknüpfende

Unlust entspringt vielmehr dem Zwangscharakter der Arbeit: arbeiten heißt, und zumal in unserer vielgliedrigen und arbeitsteiligen Gesellschaft, seine Freiheit verlieren. Es gilt dies nicht sowohl für den modernen Lohnarbeiter, für den Beamten, für den kaufmännischen Angestellten — Arbeiterkategorien, die allesamt im Dienste eines andern Menschen oder einer Gesellschaft stehen — sondern auch für den selbständigen Geschäftsinhaber, für den Mann des „freien" Berufes: denn wer ein Geschäft besitzt und betreibt — den besitzt und treibt auch das Geschäft; und wer einen Beruf hat — den hat auch der Beruf. Mit jeder regelmäßig ausgeübten Tätigkeit wird das Leben eben nach einer bestimmten Richtung hin festgelegt und mit der Zunahme unserer beruflichen Pflichten, unseres beruflichen Sorgens und Sinnens und Planens wird das Gebiet der freien Willensentschließung, oft ohne daß wir uns dessen bewußt werden, immer mehr eingeengt. So wird man von aller Arbeit sagen müssen, daß sie der persönlichen Willkür Grenzen setzt, daß sie eine Freiheitsberaubung ist. Dies haben wohl die alten Griechen besonders tief erkannt und empfunden: ihnen war das Wesen der Freiheit in der Arbeitsfreiheit gelegen. Ferner beruht die Abwendung der Germanen sowie aller Naturvölker von der regelmäßig wiederkehrenden, den Menschen festlegenden Arbeit (Ackerbau) und ihre leidenschaftliche Hinwendung zu impulsiveren, spielerischen, an- und aufregenden Tätigkeiten (Jagd, Fischfang, Krieg, Raub ꝛc.) gewiß auch auf einem tiefen Instinkt, der in der friedlich kulturellen Bebauung des Feldes, in der Veredlung der rohen Stoffe, und in der Zusammenarbeit usw. so etwas von einem Verlust der persönlichen Ungebundenheit vorauswitterte. Und endlich klingt auch aus der Bezeichnung gewisser Berufe als „freier" Berufe die allgemeine Empfindung des Zwangscharakters der Arbeit heraus: indem man die Juristerei, die Tätigkeit des Arztes, das Schriftstellern, das künstlerische Schaffen usw. als „freie" Tätigkeit hinstellte, betonte man die relative Freiheit des Spielraums, die alle geistige Arbeit dem Individuum verstattet, gab mit dieser Bezeichnung aber jenem Gefühle um so beredteren Ausdruck, das die Werktätigkeit schlechthin als eine Einengung, ja als eine Fessel empfindet.

In unserer Zeit, die eine Zeit der strengen Einteilung des Lebens in Arbeit und Erholung ist, scheint das Bewußtsein vom Zwangscharakter aller Arbeit mächtig gestiegen. „Du sollst arbeiten" ist der große kategorische Imperativ geworden, der als die Forderung des Tages in lebendiger, gebieterisch win-

kender Gestalt immer wieder vor uns sich erhebt. Der größere Teil der Tageszeit wird von fast allen Berufsarbeitern der bestimmt vorgeschriebenen Tätigkeit gewidmet, so daß der freigewählten Betätigung meist nur eine bescheidene Zeitspanne verbleibt. Zu der zeitlichen Gebundenheit, die die moderne Berufsarbeit im Gefolge hat, tritt sehr oft auch eine örtliche: auch heute noch erfordert die Arbeit in der weitaus überwiegenden Mehrzahl der Fälle ein Verbleiben am gleichen Platze, wenn auch nicht zu verkennen ist, daß die Steigerung des Verkehrs die Festigkeit der Arbeitsverhältnisse gelockert und die lokale Gebundenheit durch reichliche Möglichkeit einer Ortsveränderung aufgehoben hat. Mehr aber noch als durch die genannten Faktoren wird die Freiheit des Individuums durch die Eigenart der modernen Berufsarbeit eingeschränkt: die immer tiefer durchgreifende Organisation hat ihr den selbständigen Charakter, das individuelle Gepräge — die fortschreitende technische Entwicklung hat ihr vielfach den seelischen Inhalt genommen.

Die Organisation der gesellschaftlichen Arbeit vollzieht sich nach den Gesetzen der Arbeitsteilung. Diese aber hat den Menschen zu einem Teilfunktionär gemacht, dessen Ansprüche auf vielseitige oder allseitige harmonische Ausbildung seiner Kräfte hinter den Zwecken der Gesamtheit zurücktreten müssen. Ein jeder scheint dazu verurteilt, nur ein kleines oft winziges und immer an derselben Stelle umgetriebenes Rädchen an der unübersehbar großen und komplizierten Maschinerie zu sein, als welche man die Wirtschaft eines Volkes sich vorstellen kann. Ein jeder leistet, wie er selber kein Ganzes mehr ist, kein Ganzes, nichts in sich Geschlossenes und Fertiges mehr, sondern trägt an seiner Stelle durch eine einseitige und immerfort sich wiederholende Funktion oder Operation dazu bei, daß ein konsumationsfähiges Produkt zustandekomme, eine umgestaltende, verbessernde Manipulation durchgeführt werde, ein Umlauf von Gütern stattfinde. Die meiste Arbeit bedeutet an und für sich und im Hinblick auf die Bedürfnisse des Arbeiters nichts mehr: an und für sich ist sie nur ein (oft winziger) Beitrag zu dem Werke, das eine kooperierende Mehrzahl von Individuen bereitet, und im Hinblick auf den Arbeiter dient sie nur indirekt dessen Bedürfnissen, direkt dem Bedürfnis der Gesellschaft, den Bedürfnissen des Marktes. Die Wirkung dieser Arbeitsteilung, die dem arbeitenden Menschen selbst in ihrer tiefgreifenden Ausprägung des Lebens nach einer bestimmten Seite hin meist gar nicht zum vollen Bewußtsein kommt, hat jenes Spezialisten-

tum unserer Zeit geschaffen, das alle Tätigkeitsgebiete, die rein manuellen so gut wie die rein geistigen, mehr und mehr verengert und alle Interessen und Kräfteenergien des Individuums auf einen einzigen Punkt konzentrieren und hier festhalten zu wollen scheint; sie hat jene starre Abgrenzung der Berufe zur Folge gehabt, die die Ausübung verschiedenartiger, ja sogar verwandter Tätigkeiten zur Unmöglichkeit macht und selbst den Übergang von einem Beruf zum andern unendlich erschwert; sie nimmt ferner von den mannigfaltigen Anlagen des Menschen keine Notiz, sieht von den vielfachen, in ihm schlummernden Entwicklungsmöglichkeiten ab und möchte ihn nur zu einem tauglichen Berufsarbeiter hinaufdressieren: „Indem die Arbeit geteilt wird", sagt Engels, „wird auch der Mensch geteilt; der Ausbildung einer einzigen Tätigkeit werden alle übrigen körperlichen und geistigen Fähigkeiten zum Opfer gebracht." Diese Wirkungen der Arbeitsteilung, die die Freiheit des Menschen um so vieles kürzen, und die das Beste an ihm: den Drang nach persönlicher, schöpferischer Tätigkeit so vielfach unterdrücken — diese die menschliche Arbeit in Zwang und Bruchstücke umwandelnde Teilung ist es denn auch gewesen, die den Zorn fast aller großen Gesellschaftskritiker (von Fourier bis auf Krapotkin, von Rousseau bis auf Tolstoi) immer entschiedener hat zum Ausbruch kommen lassen; jenen großen Zorn, dem unsere ganze, auf Arbeit und Pflichtausübung beruhende Kultur als ein einziges gewaltsames System von Knechtschaft und Sklaverei reif für die Vernichtung erscheint; und dieselbe Erscheinung der Arbeitsteilung mit ihren persönlichkeitsfeindlichen Tendenzen ist es gewesen, die so viele künstlerische Naturen, (von Schiller und Hölderlin bis auf Ruskin und Wilde) sich gramvoll von der trostlosen Wirklichkeit eines sich in Teilfunktion und Plage verzettelnden Lebens abwenden und in einem mehr oder weniger einseitigen ästhetischen Lebensideal das Heil suchen ließ.

Mehr noch als die Arbeitsteilung hat die technische Entwicklung insbesondere die Handarbeit jenes freien und selbstherrlichen Charakters beraubt, der uns wie ein verklärender Glanz von der mittelalterlichen Welt des Handwerks (man denke nur an Hans Sachsens sonnige Gestalt) auszustrahlen scheint. Diesen Meistern des Handwerks lebte das Arbeitsgerät in der Hand, und was sie schufen, dem gaben sie ein Stück von ihrem Geschmack bei, in das wirkten sie etwas von ihrem Ehrgeiz, von ihrer Persönlichkeit hinein — sie schufen als Künstler, mochte diese Künstlerschaft auch keinen hohen Flug ver-

suchen. Der moderne Handarbeiter aber ist ein Funktionär: anstatt mit dem geliebten und vertrauten Gerät zu schaffen, steht er vor einer toten Maschine und übt eine Verrichtung aus; anstatt freischaltender Herr seiner Arbeitsinstrumente zu sein, ist er ihr abhängiger Bedienter geworden. Und was die Arbeitsteilung bereits im Gefolge hatte, tritt hier in verstärktem Maße auf: die Maschine nimmt entsprechend ihrer Vervollkommnung den Menschen immer mehr partiell und immer weniger innerlich in Anspruch — die technische Entwicklung hat in dem Fabrikmenschen den reinsten Typus des Teilarbeiters ausgebildet, und sie hat ferner, wie keine noch so weit durchgeführte Arbeitsteilung es vermag, die Mechanisierung, die Entseelung des Arbeitsprozesses zur vollendeten Tatsache gemacht. Daß der moderne Arbeiter die Verkürzung der Arbeitszeit auf das allergeringste Maß zu seiner obersten Forderung macht: dies allein scheint ein laut redender Beweis für die völlige Entzweiung von Arbeiter und Arbeit, und es ist eine der großen Tragödien, die sich im Leben der Völker vollziehen: daß gerade diejenigen ungezählten Existenzen, die dazu berufen sind, die materiellen Güter zu erzeugen, der Arbeit an sich mit bitterem Haß und drohender Faust gegenüberstehen — als der immer wieder über sie herfallenden Peinigerin, die sie langsam aber sicher zu Tode quält. . . .

Etwas von der bitteren Stimmung des Lohnarbeiters scheint heutigen Tages die ganze Menschheit ergriffen zu haben. Es ist, als ob die eherne Pflicht zur Arbeit wie ein lastender Alp auf unserer Kulturwelt läge und als ob alles Glück des Menschen von einer möglichst radikalen Emanzipation von der Arbeit zu erwarten sei: die Mühsal, die seufzende Unlust scheint diejenige Empfindung zu sein, die heut in der Werkstatt und auf dem Kontor, im Warenhaus und im Atelier, ja nicht selten auch im Hörsaal und im Laboratorium zu allen Melodien des seelischen Kräftespieles den bald leiser, bald lauter mitschwingenden, dissonanten Grundton angibt.

Ob diese pessimistische Stimmung gegenüber der Arbeit eine Eigentümlichkeit speziell unseres arbeitsüberlasteten Zeitalters ist? — Die sprachliche Ableitung des Wortes „Arbeit“ scheint darauf hinzudeuten, daß sich mit ihr schon sehr früh der Begriff von Pein, Mühsal, Beschwerde verbunden hat: das griechische πονος, das lateinische labor, das französische travail, das slavische robota, das englische labour und auch unser mittelhochdeutsches Wort „Arbeit“ — sie alle drücken etwas von Plage, Pein und Not aus. Auch wenn

wir die Spruchweisheit vergangener Zeiten heraufholen, so klingt uns aus manchem im Volke geprägten Worte die allgemeine Empfindung von der großen Erdennot der Arbeit entgegen: „Arbeit, Sorg und Herzeleid — Ist der Erde Alltagskleid“ (alter Spruch). „Die Arbeit ist heilig — aber seelig, wer sich davor hütet“ (alter Spruch). „Wenn arbeiten so leicht wär', so tät's der Bürgermeister selbst“ (alter Spruch). Eine noch deutlichere Sprache redet aber die Mythologie der altorientalischen Völker, von deren Anschauungen und Empfindungen uns die Bücher des alten Testamentes so naiv und ursprünglich zu berichten wissen: hier bemerken wir, wie von dem Augenblicke an, da dem Menschen ein deutliches Bewußtsein seines Zustandes aufzudämmern beginnt, in der Seele des Volkes eine Sage erklingt, die rührender als alle später laut gewordene Klage die tief pessimistische Auffassung von dem Wesen der Arbeit wiederspiegelt — wir meinen die Sage vom verlorenen Paradies. Hier wird die Arbeit als harte Strafe für die erstbegangene Verfehlung über das sündige Menschenpaar verhängt und wie ein Fluch, der fortwirkend Böses muß gebären, so heftet sie sich der ganzen Menschheit an die Ferse und spielt als tragisches Motiv mit sich steigernder Wucht in die schicksalsmässige Entwicklung der Menschheit hinein. „Im Schweiße deines Antlitzes sollst du dein Brot essen“ — das ist die bittere Wahrheit, die bereits an der Eingangspforte der Menschheitsgeschichte sich drohend zu erheben scheint, und es ist die erste Empfindung, die sich dem zum vollen Bewußtsein erwachten Menschen schwer auf die Seele legt — auch heute noch. Ja heute mehr denn je. Wer es nicht selbst schon erfahren hat, dem predigt es das alltägliche Leben, dem offenbart es die Kunst (man denke an Meuniers sich rackernde Arbeitergestalten, die bei aller trotzigen Energie sich in wortstummem Dulden wie unter der schweren Hand einer übergewaltigen Macht zu beugen scheinen): die Arbeit ist dem Menschen eine schwere Mühsal, ein lastender Druck, sie ist, wie Ruskin es ausdrückt, eine Lebensaufopferung — („loss of life“) und muß daher, mit dem Organ des erkennenden Menschen betrachtet, als ein Passivposten in unserer Lebensbilanz bezeichnet werden.

(Fortsetzung folgt.)